

*An den Ach des vortrefflichen Nebet – was hast du mir Übles angetan, dass mein Leben in so schlechtem Zustand ist? Was habe ich dir angetan, dass du dich gegen mich wendest? War ich dir nicht immer eine treu sorgende Tochter? Habe ich dich nicht gepflegt, als die Krankheit deinen Leib ergriff? Seit dem Tag, als du fortgingst, leidet das Dorf Mangel, kein glückliches Gesicht ist zu sehen. Wache über mich und die anderen Menschen, wie du es schon zu Lebzeiten getan hast!*

Tanefret legte die Binse beiseite, wartete, bis die Tinte trocknete und rollte den Papyrus sorgfältig zusammen. Sie steckte ihn in das bunt bemalte Gefäß, das sie am Morgen eingetauscht hatte, gab Rosinen und Zwiebeln hinzu und drei kleine Brote in einem Tuch, alles vom Munde abgespart. Vielleicht würden diese Gaben ihren Vater milde stimmen.

Ihr Magen knurrte. Wie gerne hätte sie selbst etwas von den süßen Beeren gegessen. Doch nein, das Wohlergehen des Dorfes war wichtiger als ihre Befindlichkeiten.

Tanefret hob den Krug auf die Hüfte, und trat hinaus auf die Straße. Behutsam schloss sie die Tür hinter sich und ließ die Schilfmatte davor herab. Besuch würde sie heute keinen empfangen.

Der Weg zu den Gräbern draußen am Rand der Wüste strengte Tanefret an. Gnadenlos brannte die Mittagssonne herab, und in kurzer Zeit schwitzte sie ihr dünnes Leinenkleid durch. Vorsichtig wischte sie sich den Schweiß aus dem Gesicht, darauf bedacht, die schwarzen Kohl-Striche, die ihre Augen umrahmten, nicht zu verwischen. Sorgfältig hatte sie sich geschminkt und das schönste Kleid angezogen. Sie musste den besten Eindruck hinterlassen, wenn

sie ihrem Vater gegenübertrat. Hoffentlich, hoffentlich würde dieser Brief endlich sein Herz erweichen. So viele vorher blieben unbeantwortet.

Tanefret rückte die Perücke zurecht und schob den schweren Krug ein Stückchen höher. Sie ließ den Blick rechts und links schweifen. Die meisten Türen waren geschlossen, nur wenige Menschen konnte sie sehen. Alle verbargen sich vor dem Unglück, das seit dem Dahinscheiden ihres Vaters über das Dorf gekommen war. Die ausgebliebene Nilflut. Die Schwärme von Heuschrecken. Wenn er doch nur endlich etwas tun würde, so wie zu Lebzeiten! Schließlich war es nicht so, dass die Pflichten eines Menschen mit seinem Fortgang einfach endeten. Mitnichten. Jetzt, wo seine Seele in den Gefilden der Seligen weilte, wo er selbst zu einem *Ach* geworden war, sollte er viel mächtiger sein. Und Tanefret kümmerte sich so sehr um ihn, schrieb ihm die Briefe, da konnte er sie doch nicht vergessen haben.

Sie stieg den steilen Pfad empor, bis sie die Nekropole in dem schmalen Wüstental erreichte. Dort lag das Grab ihrer Eltern, die nun endlich wieder ein gemeinsames Leben im Jenseits führten. Sie trat auf den kleinen ummauerten Hof und tauchte hinein in die kühle Dunkelheit des Felsgrabes. Die Öllampe neben dem Eingang beachtete sie nicht. Oft genug war sie in den letzten Wochen hier gewesen. Sie brauchte kein Licht, um sich zurechtzufinden, der helle Sonnenschein von draußen genügte. Schnellen Schrittes durchquerte sie die Eingangshalle, um in den hinteren Raum zu gelangen, wo ihre Eltern auf sie warteten. Nicht in Person natürlich. Die Körper der beiden lagen tief unter der Erde bestattet, und solange sie unversehrt blieben, lebten ihre Seelen im Jenseits weiter. Hier im Grab empfingen ihre Abbilder Tanefret, ihre Statuen, in denen sie sich manifestierten, um die Opfergaben entgegenzunehmen.

Sie sank auf die Knie, stellte das Gefäß in die Opferschale, direkt gegenüber der steinernen Tür, durch die die Seelen aus dem Jenseits schlüpfen. Mit gesenktem Kopf murmelte sie ein kurzes Gebet und schloss mit den Worten: »Nimm diese Gaben an und bitte, Vater, bitte, kümmere dich um das Dorf, hilf uns, hilf mir!«

Ob er sie gehört hatte? Sie wusste es nicht. Keine Antwort kam, und auch in ihrem Inneren spürte sie nur eine große Leere.

Als sie sich umdrehte, sah sie den Schatten. Scharf zeichnete sich sein Umriss gegen das gleißende Sonnenlicht ab. Er stand im Hof, sah sie an, und Tanefret spürte seinen durchdringenden Blick wie einen Speer. Die Silhouette, das war doch ... Sie blinzelte, und er verschwand.

Tanefret sprang auf, raffte ihr enges Gewand und rannte in den Hof. Hier, hier hatte er gestanden, aber da waren nur ihre Spuren im Sand.

»Wo bist du?«, rief sie und drehte sich um sich selbst. »Ich habe dich gesehen. Bitte komm zu mir!« Ihre Stimme verhallte zwischen den Felswänden, und nur Stille antwortete. Dann ein Klirren aus dem Grab. Tanefret fuhr herum, stürzte zurück ins Innere. Der schnelle Wechsel aus blendender Helligkeit und tiefer Schwärze ließ sie sich einen Moment wie blind fühlen. Sie tastete nach der Lampe, entzündete sie mit flinken Fingern, und schon vertrieb das flackernde Licht die Dunkelheit. Es enthüllte das zerbrochene Gefäß, die verstreuten Rosinen und Zwiebeln, das zerkrümelte Brot und den Papyrus, den sie so sorgfältig beschriftet hatte. Seine Fetzen sanken zu Boden und komplettierten das Bild der Zerstörung.

»Nein«, flüsterte Tanefret. »Was hast du getan?«

Bilder stiegen in ihrem Kopf auf, die sie längst vergessen glaubte. Sie musste noch ein Kind gewesen sein. Die Getreidelieferung für das Dorf war

ausgeblieben, die Menschen hungerten, der zuständige Beamte hatte nur ein nichtssagendes Antwortschreiben auf die Beschwerde ihres Vaters geschickt. Nechet war so wütend geworden, hatte den Brief in seinem Jähzorn zerrissen und einen Krug in Reichweite zerschlagen.

In der Ecke des Grabes kauerte der Schatten und lächelte Tanefret böse an. Sehen konnte sie es nicht, wo er doch nur aus Finsternis bestand, aber sie spürte es. Sie spürte es, so wie sie vorhin seinen Blick gefühlt hatte.

»Die anderen Briefe«, hauchte sie, und ihre Hand zitterte, »hast du sie auch zerstört? Hat kein einziger von ihnen das Jenseits erreicht? Warum tust du so etwas?«

Immer weiter zog sich der Schatten in die Ecke hinein, doch plötzlich schnellte er vor, direkt auf Tanefret zu. Sie schrie, taumelte zurück und ließ die Lampe fallen. Eisige Kälte durchdrang sie, und mit dem verlöschenden Licht verschwand auch der Schatten.

Zitternd hockte sie in der Dunkelheit, machte sich ganz klein und lauschte. Doch was wollte sie hören? Ein Schatten gab keine Geräusche von sich. Tanefret atmete langsam ein und aus, versuchte, ihren donnernden Herzschlag zu beruhigen, das Zittern ihrer Hände zu stillen. Sie fühlte um sich herum. Ihre Finger trafen etwas Nasses. Scherben. Die zerbrochene Lampe. Sie musste hier raus. Raus ins Licht! Schwankend erhob sie sich, tastete durch die Finsternis, bis sie wieder im Hof stand. Hitze und Helligkeit brannten auf ihrem Scheitel und in ihren Augen, doch sie hieß sie willkommen. Alles war besser als die eisige Kühle des Schattens. Sie senkte den Kopf, bedeckte das Gesicht mit den Händen und dachte nach. Fetzen von Papyrus, die durch die Luft schwebten. Hatte sie den Schatten bei seinem Werk der Vernichtung unterbrochen? Hätte er sonst alle Opfergaben vernichtet?

Die Erkenntnis traf Tanefret wie ein Donnerschlag. Die Seele ihres Vaters trug keine Schuld. War er einmal zornig gewesen, so hatte doch stets sein gutes Herz die Überhand gewonnen. Doch wenn das Gute nicht mehr auf dieser Welt war, wenn nur das Schlechte zurückblieb? Keine ihrer Gaben, kein Brief hatte ihren Vater im Jenseits erreicht. Der Schatten. Er war der Ursprung allen Übels, das über das Dorf hereingebrochen war.

Tanefret keuchte, als sie im Dorf ankam. Staub bedeckte ihr einst weißes Kleid, die sorgfältig aufgebrachte Schminke lief ihr die Wangen hinab. Perücke und Sandalen warteten im Grab auf ihre Rückkehr.

Sie schenkte den ausgemergelten Menschen keinen Blick, auch wenn sie ihr neugierig hinterherschauten. Tanefret wusste, was sie zu tun hatte. Sie war ihres Vaters Tochter und genau wie er stellte sie das Wohlergehen Vieler vor das Schicksal eines Einzelnen.

Schwungvoll riss sie die Tür ihres Hauses auf. Unter ihren Besitztümern musste sich irgendetwas finden, dass ihr gegen den Schatten beistehen konnte. Amulette, Zaubersprüche, irgendetwas. Tanefret durchsuchte die Nischen und Regale, die Körbe und Kisten, die herumstanden. Wurzeln und Kräuter, Binsen und Papyrus. Was würde helfen? Ein Udjat-Amulett fand sie, das sie sich um den Hals hängte, in der Hoffnung, dass das Auge des Horus ihr Schutz vor dem Schatten böte. Aber sie brauchte mehr. Schutz alleine würde ihn nicht aufhalten. Sie musste ihn angreifen. Doch wie tötete man einen Schatten? Im hektischen Suchen hielt sie inne und überlegte. Das Licht hatte ihm nichts anhaben können. Sie selbst hatte nur Kälte und einen Luftzug gespürt, als er sie angegriffen hatte. Es blieb ihr wohl nur noch ein Weg.

Bis zum Einbruch der Nacht wartete sie, bevor sie zurück zur Nekropole schlich. Es war der größte Frevel, den sie begehen würde, aber es war zum Besten der Lebenden. Zum Besten Aller. Und wäre es nicht auch sein Wunsch gewesen? Er, der zu Lebzeiten immer alles für die Dorfgemeinschaft getan hatte. So sollten sich die Menschen an ihn erinnern. Nicht an das Böse, das er zurückgelassen hatte. Das war nicht er. Es war nur ein Schatten, den sein Licht zurückgelassen hatte.

Schwierig war es, das Geröll beiseitezuschaffen, und am Ende bluteten ihre Finger. Tanefret ließ sich in den schmalen Schacht hinab, glitt durch die stickige Enge und zog die Fackel hinter sich her. Ein glühendes Stück Kohle ruhte sorgsam verwahrt in einem Gefäß an ihrem Gürtel. In der Tiefe angekommen, hockte sie sich hin, entzündete die Fackel und kroch weiter in Richtung der Grabkammer ihrer Eltern.

Er wartete auf sie. Natürlich.

Tanefret ließ den niedrigen Gang hinter sich und richtete sich auf. Den Beigaben rings um sie herum - Ballen von Stoffen, Gefäßen voller Nahrung, Schmuck, wertvollen Ölen – schenkte sie nur einen kurzen Blick und umfasste das Amulett auf ihrer Brust. Fest sah sie in die unergründliche Schwärze des Schattengesichtes. »Du machst mir keine Angst.« Es war eine Lüge, doch sie kam ihr glatt über die Zunge. »Du bist nicht er. Du bist nur all das Böse, das zurückblieb. Und wenn du nicht freiwillig gehst, wenn du nur Schaden anrichtest, dann weiß ich nichts anderes zu tun.«

Tanefret steckte die Fackel zwischen die Krüge, machte einen Schritt nach vorne, zu dem rechten der beiden Säрге. Drohend kam der Schatten näher, als sie ihre Finger in den schmalen Schlitz schob, um den Deckel anzuheben. Sie

streckte ihm mit der anderen Hand das Udjat-Auge entgegen. Er blieb stehen und schaute sie an.

Eine Träne rann Tanefret über die Wange. »Warum? Warum tust du das?«, flüsterte sie, doch es kam keine Antwort. Je heller das Licht, desto finsterer der Schatten.

Sie hob den Sargdeckel an, ließ ihn polternd beiseite fallen und schaute auf den eingewickelten Körper, der dort lag. Die Mumie ihres Vaters Nechet.

Sie ließ die dunkle Gestalt vor sich nicht aus den Augen, als sie mit der freien Hand nach der Fackel griff, die Flamme an die ölgetränkten Leinenbinden hielt und sie entzündete.

*Vernichte, was den Schatten wirft.*